



Nr. 20.

Prag, den 24. Oktober 1913.

XIV. Jahrg.

Nebv.

Auf Jordans grünen Borden
Da weilte Jakobs Samen,
Da feierten die Horden,
Die von Mizraim kamen.
Da lagerten die Scharen,
Da hielt der Heerzug Rast,
Seit langen, langen Jahren
Der sandigen Wüste Gast.

Da legten ihre Stecken
Die Wandrer aus den Händen,
Und spreizten weiche Decken,
Entgürtend ihre Lenden.
Und auf den Decken reinlich,
Da lagen, bunt geschart,
Die Männer, schlank und bräunlich,
Mit schwarzgelocktem Bart.

Da waren ihre Hütten
Von Leinen aufgestellt,
Und in der Belte Mitten
Hob sich des Stiftes Belt.
Da schützten grüne Sträucher
Sie vor der Glut der Sonnen;
Da füllten sie die Schläuche
Am kühlen Wasserbrommen,

Da salbten sie die Leiber,
Die staubigen, mit Oele,
Da striegelten die Treiber
Die dampfenden Kameele;

Da ruhte wiederkäuend
Im Grase Herd' an Herde;
Da flogen wild und scheuend
Die langgeschweiften Pferde.

Da freuten sich die Mäuden
Und hoben fromm die Hände,
Daß ihnen bald beschieden
Der langen Wallfahrt Ende:
Da schärften sie die Schneide
Des Schwerts mit kräft'ger Hand,
Bu kämpfen um grüne Weide
In ihrer Väter Land,

Das ihrer schien zu warten
Am andern Bord des Flusses,
Ein lachender Gottesgarten,
Ein Land des Ueberflusses.
Auf ihren Wüstenzügen
Sah'n sie es oft im Geist —
Jetzt sehn sie's vor sich liegen,
Das Land, wo Milch und Honig fließt.

Im Tal ruhn die Nomaden
Und jauchzen: Kanaan! —
Ihr Haupt auf steilen Pfaden
Klimmt das Gebirg hinan.
Schneeweiße Locken fließen
Auf seine Schultern dicht!
Zwei goldne Strahlen schießen
Aus Moses Haupte licht.

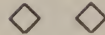
Und wie er nun die Höhe,
Die schauende, erreicht,
Und, daß er alles sehe,
Sich zitternd vorwärts beugt:
Da glänzen ihm die Augen,
Von tausend Freuden voll,
Die er nur sehnend schauen
Doch nicht betreten soll,

Da dehnen sich die Flächen,
Wo Korn und Traube reift:
Da ist mit weißen Bächen
Das grüne Land gestreift;
Da schwärmen Bienenkörbe,
Da wiehert Pflugespaum,
Da funkelt Judas Erbe
Von Berscha gen Dan.

„Ich habe dich gesehen!
Nehmt ist der Tod mir recht!
Säuselnd, mit leisem Wehen,
Herr! hole deinen Knecht!“ —
Da naht auf lichter Wolke
Der Herr des Berges Rücken,
Dem müden Pilgersvolke
Den Führer zu entücken. —

Auf einem Berge sterben
Wohl muß das köstlich sein!
Wo sich die Wolken färben
Im Morgensonnenschein.
Tief unten der Welt Gewimmel,
Forst, Flur und Stromeslauf,
Und oben tut der Himmel
Die gold'nen Pforten auf.

Ferdinand Freiligrath.



□ Kapitel 11, Vers 31.

„Und Terach nahm den Abram, seinen Sohn, und den Loth, den Sohn Harans, seines Sohnes Sohn, und Sarai, die Frau des Abram seines Sohnes, und ging nach dem Lande Kanaan und sie gelangten bis Charan und blieben daselbst.“ So schlicht und einfach wie möglich berichtet uns die heilige Schrift in diesem einen Vers von der ersten Wanderung unseres Urahns, des Vater Abrahams mit seiner ganzen Familie aus dem Lande der Heimat in die Fremde. Und doch war mit dieser Thatfache der erste Schritt getan auf einer Bahn, die seine fernsten Nachkommen zu gehen hatten und trotz allem und allem noch gehen.

Ohne Angabe irgend eines Grundes erhebt sich eine ganze Familie und zieht aus, um eine neue Heimat zu suchen. Sie läßt sich endlich in Charan nieder. Diese Menschen mußten, besonders für die damaligen Begriffe, große Strecken zurücklegen, um bis hierher zu gelangen. Und warum gerade hierher, ins Land Kanaan? Diese Frage beantwortet uns die heilige Schrift an dieser Stelle nicht. Wir haben aber in diese ferne graue

Zeit den Anfang unserer Geschichte zurückzuversetzen. Von da an beginnt sie und wir können Glied an Glied aneinanderreihen und lückenlos bis auf unsere Tage verfolgen.

Und als Terach eines Tages seine Kameele sattelte, um sich auf den Weg zu begeben, ahnte er wohl kaum, daß noch viertausend Jahre später die Nachkommen seines Sohnes Abraham dieser ersten Wanderung gedenken werden. Er mochte ferner nicht gedacht haben, daß dieser einfachen, aber ewig denkwürdigen That in einem Buche Erwähnung getan wird, dessen Bestand für die Ewigkeit bestimmt ist. Und auch die damaligen Völker und Stämme mochten nicht angenommen haben, daß die Familienkarawane, die da an ihnen vorüberzog, die Trägerin sein werde einer neuen, einer anderen Zeit. Und daß die Nachkommen dieser Männer schon nach drei Geschlechtern die Aufmerksamkeit von mächtigen Herrschern auf sich lenken und daß sie später durch Jahrtausende einem roten Faden gleich die Geschichte anderer Völker der Erde durchziehen würden.

Eine merkwürdige Geschichte ist die

unfrige. Von so kleinen Anfängen gewoben, hat sie mit dem Fortschreiten der Zeit das halbe Menschengeschlecht in ihren Bann geschlagen, ohne aber für uns selbst Gunst und Glück zu schaffen. Zahlreiche und mächtige Völker gaben sich jederzeit redliche Mühe, die Nachkommen des einstigen Wüstenwanderers zu vernichten oder wenigstens in Ketten zu zwingen. Allein vergeblich. Wenn es aber doch den Mächtigen der Erde gelang, seine Kinder zu Sklaven zu machen oder sie auf andere Art zu knechten und zu schwächen, so geschah es immer nur auf einige Zeit, dann aber erhoben sie sich zu jener Höhe, auf welche sie der Wille des Ewigen, ihres Gottes, gestellt hatte.

Aber noch merkwürdiger wird diese Geschichte, wenn wir die Schicksale jener Völker, von denen sie verfolgt und gequält wurden, überblicken. Sie alle sind entweder vom Erdboden verschwunden, oder wenn sie sich doch erhalten haben, so sind sie schwach und kraftlos geworden. Die Zeit selbst übernimmt durch das Walten Gottes das Richteramt.

Und auch die Völker von heute, die sich an den Nachkommen Israels blutig versündigen oder versündigt haben, werden gleich den Babyloniern und den Römern, den Goten und noch vieler andern längst untergegangenen Völkern ein ähnliches Schicksal erleiden müssen, während das wehrlose Häuflein der Juden sie überleben wird. Und darin ist das Walten des Allmächtigen klar und sichtbar.

Doch kehren wir zurück zum Vater Abrams, zu Terach, wie er ohne sichtbaren Grund seine Heimat verläßt. Wo wären wir, wo wäre die gesamte Menschheit? Er wäre mit all den Seinen in den verschütteten Gräbern, unter den Trümmern der vergessenen Stadt Ur Kasdim begraben worden, unbekannt und unerkannt für die Nachwelt verloren geblieben. Mit seiner Auswanderung hat er aber in weiterer Folge den Grund gelegt für die Geschichte eines Volkes, dessen Beruf es zu sein scheint, für alle Zeiten Lehrer der Völker der Erde zu sein, denn auch die Zukunft wird ihm gehören.

Ben Jehuda.



Die Prager israelitische Kultusgemeinde im 18. Jahrhundert.

Von Professor Dr. Nathan Grün.

(Alle Rechte vorbehalten.)

(Fortsetzung.)

Während dieser Bücherprozeß vor sich ging, brachen für Prag schwere, kummervolle Tage aus, es entstand nämlich die schreckliche Pest, welche fünf Monate, vom 28. Tammus bis 1. Tbebet (22. August 1713 bis 31. März 1714) wütete; während dieser Zeit starben in Prag 13540 Personen, darunter 3500 Juden. Unter den ersten Opfern, welche die furchtbare Seuche in der Judenstadt forderte, war die durch Edelsinn und Wohltätigkeit ausgezeichnete Gattin des Oberrabbiners

David Oppenheim, namens Genendel.

Die Pest, welche die Pest erzeugt hat, gab sich dadurch kund, daß ein großer Teil der Bewohner Prags aus der Stadt flüchtete, besonders die Wohlhabenden suchten vor der wütenden Seuche auf dem Lande Schutz. Die Schrecken der Pest sind in einem jüdisch-deutschen Klageliede vom Jahre 1714 anschaulich dargestellt. Die siebente und achte Strophe dieses Liedes lautete:

Sobald man solches in der קהלה hat vernommen,
Wie groß Schrecknis ist auf Etlichen gekommen!
Ein jeder war תרף hinweg gezogen,

Ein jeder wär gern hinweg geflogen,
 Chen (Gunst) haben viele Jehudin bei שררות (Edelleuten) bekommen,
 Welche sie auf das Land in Schutz haben genommen;
 Da hat man nir anders gesehen in allen Gassen und Ecken,
 Als ein Packen und Ziehen einwegen. (Orient. Literbl. 1844, 347).

Das gemeinsame Leid ist das beste Mittel, jede Zwietracht, jede Feindseligkeit unter den Menschen zu bannen und so haben auch die Schrecknisse der Pest bewirkt, daß die Juden bei den Edelleuten Gunst gefunden, daß sie ihnen auf ihren Gütern Schutz vor der bösen Seuche gewährten. Doch diese milde, menschliche Gefühlsregung hielt nicht lange an, schon ein Jahr hernach, im Jahre 1715, vernimmt man Klagen über die allzu große Vermehrung der Juden in Prag. Es blieb aber nicht bei bloßen Klagen, man schritt auch bald zur That, es wurde wieder eine Kommission bestellt, eine Hofkommission zur Reduktion der Prager Judenschaft. Diese fing auch bald an sorgfältig zu zählen die Häupter aller Zieher in der Judenstadt, und sie gelangte zu dem Ergebnis, daß der Häupter zu viele seien. In ihrer Eingabe heißt es: „In den drei Prager Städten seien nicht über 30.000 Christenseelen, während die Anzahl der Juden laut ihrer eigenen Konfession vom Jahre 1701 11517 betrug. Nachdem nun die Juden ab anno 1680 usque 1702, das ist in 22 Jahren, von 7113 Personen bis auf 11517 sich vermehrt, mithin um 4404 zugewachsen;

so ist vernunftgemäß zu schließen, daß sie weiterhin in zwanzig Jahren wenigstens um 5000 mehr zunehmen und schon über die Hälfte der ganzen Prager Christenheit ausmachen würden. Diesem Unheile aber vorzubeugen, so wäre höchst vonnöten, die Juden auf eine geringere Zahl dergestalt zu reduzieren, daß sie allezeit in diesem Numero eingeschränkt bleiben müßten.“ (Schottky ib. III. 150)

Gewiß wird niemand behaupten, daß diese Eingabe von einer Menschenliebe diktiert war, doch es kommt noch ärger, eine zweite Eingabe dieser Kommission zeigt uns ein erschreckendes Muster bodenloser Bosheit und Niedertracht. Wir erfahren aus dieser Eingabe, daß anno 1680 in der Judenstadt 318 Häuser waren; da aber durch die große Feuersbrunst des Jahres 1689 die Judenstadt fast gänzlich zerstört wurde, so gab es an o 1703 bloß 214 Häuser, aber 1709 zählte man bereits 261, und 1714 schon 310 Häuser. Dieser Zuwachs von 90 Judenhäusern in zwölf Jahren erklärt sich dadurch, daß eigentlich nicht die Häuserzahl sich so vermehrt hat, sondern die Besitzer, so daß hier auch die Teilhäuser in diese Zahl aufgenommen sind.

(Fortsetzung folgt.)

◆ ◆ Sukotabend.

Die gold'nen Sterne lieblich grüßen
 In dein kleines Zelt.
 Und Blätter liegen dir zu Füßen,
 Die der Herbst gefällt. . . .

Und unsichtbare Gäste sitzen
 Rings um deinen Tisch. —
 Und ihre milden Augen blihen
 Hell und jugendfrisch. — —

Mich aber dünkt, ich hör' sie raunen,
 Liebevoll und sacht:
 „O! Fürchte nicht des Herbstes Launen,
 — Nicht des Sturmes Macht. —

Wohl riß man dich gleich herbstgebleichten
 Blättchen von dem Baum. —
 Doch ewig deine Sterne leuchten,
 Hoch im Himmelsraum. . . .“

El. Radier.



Tante Esthers Sufke.

Von Ida B ö d.

Was war das für eine seltsame Laubhütte, in die Luise jetzt der Großmutter folgte! Sie glich einem großen Taubenschlag, lag hoch und frei da und mußte mittels einer hölzernen Stiege erklimmen werden. Luise sah sich schüchtern um. Es war ihr, als ob das Reißig über ihrem Kopfe viel frischer, duftender wäre als in jeder anderen Sufke. Die Sonne lag breit und warm darauf und sendete einige Strahlen zu den Blumen, Goldsternchen und auf das weiße Tisch Tuch herab, über das jetzt die kleine weiße Hand eines uralten Mütterchens fuhr. „Willkommen!“ rief sie und erhob sich fast jugendlich schnell. „Bringst du mir endlich deine Enkelin her?“ Und sie reichte der Großmutter die Rechte, nahm Luise's beide Hände und drückte sie herzlich. „Ich habe mich nach dir erkundigt, mein Kind. Geißt du doch nach meiner Schwester, erblicktest in derselben Stunde das Licht, in der sie hinüber schlummerte. Darum war ich dir gut, ehe ich dich kannte und freue mich wirklich, dich so lieb und gut zu finden, wie ich es hoffte. Ich brauche nur in dein freundliches Gesichtchen zu blicken, deine hellen Augen anzusehen und weiß, daß ich mich nicht in dir täusche. Doch setzet euch, setzet euch meine Lieben. Das ist mir eine wahre Sufkothsfreude.“

Tante Esther, das alte Fräulein nickte Luise zu und fragte: „Habet Ihr daheim auch eine Laubhütte?“ „Gewiß, doch so nett ist sie nicht wie diese,“ sagte Luise und blickte über die Dächer der Häuschen ringsum, in das frische Herbstgrün der Felder hinaus. „Aber weshalb wurde sie hier droben errichtet?“ Tante Esther sah still vor sich hin. Endlich schlug sie die noch immer schönen blauen Augen voll auf und sagte mit leiser bewegter Stimme: „Es ist so lange her, seitdem sie so hoch droben errichtet worden ist, daß ich es gar leicht vergessen haben könnte. War ich doch selbst noch

ein kleines Mädchen, als die Bretter und Balken hergeschafft wurden. Mein Vater hatte kurz vorher das Haus hier errichtet. Wir freuten uns alle des neuen Besitzes und wünschten uns nur noch einen Garten, den wir als Dorfkinder, die an Feld und Wald gewöhnt waren, recht schmerzlich vermißten. Mitunter verstrichen einige Tage, ohne daß wir die Gasse verlassen konnten. Die Bevölkerung war eben nicht allzu judenfreundlich. Und unsere Nachbarn schon gar nicht. Sie verleiteten uns nicht selten den Aufenthalt in dem Hofe da drunten, der doch eigentlich bloß uns gehörte und auf den sie durch ihr Fenster hinausblicken konnten. Die Nachbarin war kinderlos und ärgerte sich über unser lautes Spiel, ihr Mann, ein fleißiger aber roher Schustermeister, suchte uns durch Drohungen zu verschrecken, die Lehrbuben aber waren unsere gefährlichsten Ruhestörer. Meine Geschwister und ich hatten uns ein winziges Gärtchen angelegt, das uns viel Freude bereitete. Bohnen rankten an unserer Mauer empor, allerlei Blumen füllten das zierliche Beet, dessen Mitte sogar ein Rosenstock zierte. Unser größter Stolz aber war ein ganz kleiner Nußbaum, dem wir stets unsere besondere Aufmerksamkeit widmeten. Wir lebten nun in beständiger Angst, daß die bösen Nachbarn unser kleines Besitztum beschädigen könnten. So war der Herbst herangekommen und die Sufkottage standen vor der Thür. Wir hatten unsere zusammenlegbare Laubhütte vom Dorfe mitgebracht und der Vater ging eines Morgens daran, sie im Hof aufzustellen. Ich war noch im Halbschlummer. Da hörte ich, wie die Mutter in der Küche sagte: „Der Nachbar will also durchaus nicht gestatten, daß wir die Sufke in die Mitte des Hofes stellen?“ „Durchaus nicht. Er hat dann zu wenig Licht zur Arbeit“, sagte eine fremde Männerstimme.

„Und in dem Winkel an seiner Mauer darf die Laubhütte auch nicht stehen?“ „Gewiß nicht, daran ist gar nicht zu denken.“ „Haben Sie gesagt, daß wir gern bezahlen werden?“ „Natürlich. Doch da wäre ich bald hinausgeworfen worden. Sie drohten mit Klage und Gericht.“ So wird uns nichts anderes übrig bleiben, als das Gärtchen zu opfern.“

Ich war mit einem Satz auf den Beinen, warf ein Kleid über und lief in die Küche. „Unser Gärtchen, Mutter?“ Ich brach in Schluchzen aus. Schwester Luise und Bruder Moriz erwachten, kamen herbei und waren untröstlich wie ich. Mutter wußte keinen Rat. „Aber Kinder, seid doch vernünftig,“ sagte sie, „eine Sucke müssen wir haben. Kein Jude dieser Gasse besitzt eine und Vater kann doch nicht bis in die nächste gehen, wenn er essen will und ich muß doch auch darin anzünden, muß Aibusch hören und Ihr selbst seid doch auch Juden. Da müßet Ihr eben ein Opfer bringen. Mir tut's ja auch vom ganzen Herzen leid, daß wir den Garten zerstören müssen. Aber wenn ihr's recht bedenkt, so hat es nicht viel auf sich. Die Rosen sind bald dahin, die Aestern pflanzen wir rasch in Kistchen um.“ „Und unser Rußbaum!“ rief ich weinend. „Und nächstes Jahr können wir auch keine Freude haben und schon nie mehr, weil's doch immer wieder Suckoth geben wird,“ schluchzte Luise. „Und der Zaun, der mir so viel Arbeit gegeben hat, der kleine Stachelbeerstrauch, der so prächtig ansetzte, alles fort!“ jammerte Moriz und sah trostlos auf das grüne Plätzchen vor den Fenstern, das von den ersten Strahlen der Morgensonne begrüßt wurde.

„Still, der Vater! Er wird böse, wenn er Euch so sprechen hört. Kleidet Euch vollends an,“ gebot die Mutter und schob uns in unsere Stube. Der Vater kam nicht allein. Er hatte einen Geschäftsfreund mitgebracht, einen kleinen, lustigen alten Herrn, der gern mit jedermann scherzte und uns durch seine drolligen Geschichten zu ergötzen wußte. Er

trat ohne Umschweife bei uns ein: „O weh, was ist passiert?!“ rief er, unsere verweinten Gesichter betrachtend. „Hat's heute Prügelsuppe zum Frühstück gegeben? Na, na, fanget nur nicht von neuem an. Berühet Euch mehr, daß wir die Sucke aufstellen. Ich will mit Hand anlegen, wir wollen sie recht schön machen, dann bleibe ich drei Tage bei Euch und erzähle Euch Geschichten, so fröhliche, wie Ihr dergleichen noch nie zu hören bekamet. Aber Kinder, so weinet doch nicht. Mutter kam herein und erzählte, was uns so unglücklich mache. Herr Lampl fuhr sich über die buschigen Augenbrauen und schüttelte wiederholt den grauen Kopf.

„Hm, hm, das ist freilich keine Kleinigkeit. Aber vielleicht findet sich ein Ausweg. Moriz, zeig mir doch mal Euer Eden. Hier vor dem Fenster liegt es? Schau doch einer an, wirklich ganz respektabel, verrät viel Fleiß und Ausdauer.“ Herr Lampl ging einigemal durchs Zimmer, während ich kaum zu atmen wagte. Nun rieb er sich vergnügt die Hände: „Ich hab's! Wir machen ein Lustschloß! Das soll mal aber eine Sucke werden! Oben grün, unten grün und wir alle mitten drin!“ Wir begriffen noch nicht, lachten aber unsere Tränen weg und standen eine Viertelstunde später im Hof, wo Herr Lampl seine Anordnungen traf. Vater mußte einen Zimmermann holen, mehrere Balken, Bretter und Latten bringen lassen und dann begann die lustige Arbeit. Wie schade, daß wir bald zur Schule mußten. Doch als ich heimkam, stand unsere Laubhütte bereits hier droben und unser geliebter Garten lag unverfehrt in ihrem Schatten und schien freundlicher als sonst. Wir kletterten voll Freude empor und blickten über rasch in Wiese und Feld. Das wurde ein fröhlicher Suckoth.

Mein Vater kaufte bald darauf auch das Nachbarhäuschen, erweiterte den Hof und ging im folgenden Jahre daran, die Laubhütte gleich allen anderen Juden auf ebener Erde zu errichten. Wir

aber waren damit nicht einverstanden und haten und bettelten so lange, bis sich die Sufke wieder hier oben erhob. Später versuchte Vater nicht mehr, unserm Willen entgegen zu treten, ja, er bereitete uns sogar die große Freude, dieses Holzhäuschen schon vor Pessach aufstellen zu lassen und erst zu Beginn der rauhen Jahreszeit wieder herabzuholen. Hier spielten und lernten wir, die Eltern saßen am Abend plaudernd auf diesen Bänken, ich selbst wurde nach einer schweren Krankheit täglich heraufgetragen, da ich mich hier am wohlsten fühlte. Und so wurde mir das Plätzchen vom Herzen lieb und ich mag es

auch jetzt nicht missen, wenn mir auch der Auf- und Abstieg bisweilen ein wenig schwer fällt. Das alte Fräulein lächelte, erhob sich und pflückte einige Rußblätter des Zweiges, der dicht neben der Laubhütte stand. „Ist dies noch der Baum, den Sie und ihre Geschwister pflanzten?“ fragte Luise. „Sein Sohn ist's. Er hat schon manchen Frühling gesehen und liebt die Sonne gleich mir. Er weiß viel zu erzählen und ich lausche gar gern. Hörst du das Gefäusel in seinem Geäst? Und nun sage mir, Luisechen, gefällt es dir in meiner Sufke? Ich denke, du kommst mir bald wieder.“



Die drei Brüder.

Erzählt von Ploni Almoni.

Und wieder schwebten graue Nebel über der Gegend, in welche wir uns versetzen müssen, wenn wir die Ereignisse weiter erzählen wollen. Die Waldeslichtung hat nicht mehr das Aussehen, wie vor fünf Jahren, als die drei Brüder hier Abschied von einander genommen hatten. Zwei von den drei am Kreuzweg stehenden Bäumen fehlten: die Linde und die Eiche.

Diese Veränderung hat auch der Mann, der hier seit Stunden auf und abging, mit Bedauern bemerkt. Benjamin war es, der hier seiner beiden Brüder mit Ungeduld harrete. Die Sonne stand schon hoch am Horizonte, die Mittagsstunde näherte sich und es ließ sich keiner der Erwarteten blicken.

Der knorrige Zwetschenbaum, der allein übrig geblieben war, schaute verdrießlich in die Landschaft hinein und Benjamin hatte ihn wiederholt als stummen Zeugen des vor fünf Jahren gegebenen Versprechens zärtlich betrachtet; da bemerkte er zwischen den Ästen ein wie zufällig hineingeratenes Kästchen. Rasch griff er darnach, öffnete es und entnahm demselben ein Schreiben. Hastig riß er die Hülle auseinander und las:

„Lieber Bruder! Ich kann dem seinerzeit gegebenen Versprechen nicht nachkommen, weil meine Verbindungen derart sind, daß sie mich verhindern, auf die einstigen kindischen Dinge zurückzukommen. Ich habe schon vor Jahren mit allem, was mich mit der armseligen Vergangenheit verknüpfte, gebrochen; auch Name und Religion habe ich gewechselt. Nun eile ich den Weg empor zu den Höhen der Gesellschaft, ohne den Ballast, den meine Abstammung mir auf den Lebensweg mitgegeben hatte. Ich befinde mich dabei sehr wohl.“ Benjamin konnte nur mühsam die halbverwischte Unterschrift Simons entziffern.

Der Dorfjunge von einst war ein großer Herr in der Welt geworden und vergaß an diejenigen, die ihm nahestanden: doch er gab wenigstens ein Lebenszeichen von sich. Ruben aber, der vergaß an das Versprechen überhaupt, kam nicht und schrieb nicht.

Vielleicht kommt er doch noch. Und Benjamin wischte die Thränen aus den Augen und wartete, wartete bis zum Abend, — vergeblich. Als es bereits dämmerte, machte er sich auf und ging dem Elternhause zu, niederge schlagen und

voll Angst, wie er die Eltern und ob er sie überhaupt finden werde.

Gott sei dank! die Mutter sah er schon von der Ferne, wie sie vor dem Häuschen stand und sehnüchlich in die Ferne spähte. Er eilte in ihre Arme und auch der Vater trat nun heraus. Seinen Rücken hat das Alter gekrümmt, doch im Wesen war er unverändert. Die beiden freuten sich mit der Ankunft ihres Jüngsten. Doch unversehens fragten sie beinahe gleichzeitig: „Wo sind Ruben und Simon?“

„Die sind nicht gekommen, sie sind wohl verhindert gewesen“, erwiderte darauf Benjamin, „sie werden gewiß später kommen“. Damit tröstete er die Alten.

Am Abend, als das gegenseitige Berichten zu Ende war, trat Benjamin mit einem Vorschlage hervor: „Du, Väterchen und Mutterl, ihr werdet euch morgen zu einer Uebersiedlung vorbereiten. Ich bin nun Gutsbesitzer geworden. Annerl ist meine Frau geworden und freut sich darauf, Euch bei sich zu haben. Ihre Eltern, die mir jetzt noch immer in der Wirtschaft helfen, haben einen großen Theil ihrer Wohnung für Euch hergerichtet und wollen es gleichfalls nicht anders haben, als daß ihr Beide zu uns übersiedelt.“

Obwohl erfreut über die Liebe ihres Kindes, waren die Eltern doch im ersten Augenblicke gegen jeden Wechsel ihrer bisherigen Verhältnisse.

Doch Benjamin sprach in sie ein: „Ihr seid alt geworden und ein jüdisches Kind darf seine Eltern in ihrem Alter nicht verlassen. Das hat mir Annerl und ihre Eltern oft wiederholt, bevor ich von ihnen gegangen bin. Daran müßt ihr sehen, wie brav und gut sie alle sind gegen mich und so werden sie auch gegen Euch sein. Und Ruben, mein dreijähriger Bub, der freut sich schon auch auf euch“.

Und das war ausschlaggebend. Der dreijährige Ruben, den sie gar nie sahen und nicht kannten, der hat es ihnen angethan. Ihn wollten sie kennen lernen,

den Sohn ihres Benjamin und sie willigten ein, mitzugehen. Hier im Dorfe aber wollten sie alles beim alten bleiben lassen, um, wenn es doch sein müßte, hierher zurückkehren zu können. „Man kann nicht wissen liebes Kind“, jagte die Mutter wie entschuldigend leise vor sich hin.

Am nächsten Tage kamen zwei große Lastwagen, luden die Habe des alten Paares auf und fort ging es, hinaus in die weite schöne Landschaft. Das Dorf im Walde wurde um zwei Insassen ärmer, die, obzwar sie den anderen nicht glichen, doch mit ihnen seit Jahrzehnten in Frieden gelebt hatten. Mancher von ihnen sah die Beiden nicht gern scheiden.

Benjamin hatte nicht zu viel versprochen. Auf dem Gute wurde seinen Eltern von allen ein herzlicher Empfang bereitet und bald wurden sie heimisch in der freundlichen Umgebung. Der kleine Ruben war ihnen das Teuerste geworden. Und nun reichte sich Tag an Tag und Monat an Monat, und Jahre ungetrübter Freude folgten einander. Segen ruhte auf diesem Flecken Erde, alles gedieh und der Mühe Lohn war ebenso reichlich als süß.

Jahr um Jahr, wenn der Herbst seine Herrschaft antrat, ging Benjamin an einem bestimmten Tage vom Hause weg. Mit trauriger Miene kehrte er stets zurück. Er besuchte an diesen Tagen die Pflanzung im Walde und harrete hier sehnüchlich, ob vielleicht doch einer der beiden Brüder sich einfänden werde. Der knorrige Baum war Zeuge davon, daß hier ein Bruderherz den in unbekannter Ferne Weilenden mit Liebe entgegen schlug. Und wenn dieser Tag wie gewöhnlich zu Ende war, ohne daß seine Hoffnung in Erfüllung ging, dann wandte er sich betrübt seiner neuen Heimat zu, wo ihn die fragenden Blicke der Eltern noch betrübter machten; mußte er doch immer die gleiche Antwort geben: „Keiner ist gekommen . . .“

Die Ernte war diesmal gut geraten. Den Sommer über gabs harte Arbeit

genug, alles was am Gute sich regen konnte, hat sich redlich anstrengen müssen, um den Erntesegen unter Dach zu bringen, selbst Obst gabs heuer in Hülle und Fülle. Und nun kam der Herbst heran. Und eines Abends gab Benjamin Anordnungen für mehrere Tage, denn er wollte wie alljährlich um diese Zeit verreisen. Es war schon spät geworden, als er sich endlich zur Ruhe begeben wollte; da kam als letzter noch sein Vater herüber.

„Du fährst morgen wieder hin an jene Stelle, wo du so oft vergeblich deine Brüder erwartet hast?“ redete der Alte seinen Sohn an, „diesmal wirst Du mich aber mitnehmen, nicht wahr?“

„Wo denkst Du hin?“ entgegnete Benjamin, „es ist naßkalt und Du kannst Dir eine Verkühlung holen.“

„Und wenn tausendmal; ich will die Stelle sehen, wo ihr einst von einander geschieden seid und von wo aus meine zwei Söhne wie vom Erdboden verschwunden sind. Die Mutter will es und ich selbst will es auch.“ Und trotz der wiederholten Weigerung mußte Benjamin dem beharrlichen Willen seines Vaters nachgeben.

Und zeitlich am Morgen fuhr der Wagen mit Vater und Sohn zum Hofe hinaus. Nach stundenlanger schneller Fahrt kamen sie zur Stelle.

„Hier haben wir uns gelagert, als wir, noch halbe Knaben, von Hause gingen“ und Benjamin zeigte dem Vater die Plätze, indem er zu erklären fortfuhr: „hier stand der große Eichenbaum und hier eine himmelragende Linde. Hier stand Ruben, als er den Vorschlag machte, daß wir uns nach fünf Jahren hier zusammenfinden sollen. Nichts ist mehr hier geblieben als dieser knorrige Zwetschkenbaum, der inzwischen noch verkrüppelter geworden ist. Aber stehen geblieben ist er, als ob er mir nach vielen Jahren noch einen Gruß von den Ausgebliebenen zunicke wollte.“

Der Vater betrachtete schein und traurig die Umgebung und wie von un-

gefähr sah er zum Walde hin. „Kind, dort kommt eine männliche Gestalt auf uns zu; sieh hinüber, Du hast schärfere Augen als ich.“

„Väterchen, Du hast recht, es kommt jemand herüber; erkennen kann ich ihn aber nicht.“

Es war tatsächlich jemand, der immer näher kam. Ein körperlich und in seinem Aeußern stark herabgekommener Fremder kam bis ganz nahe an die Beiden heran. Dann blieb er wie angewurzelt stehen und stieß die Worte hervor: „Vater! Mein teurerer Vater und Du, mein Bruder!“

Beide waren heftig erschrocken. „Also doch nach Jahren, nach vielen Jahren kommst Du hierher!“ riefen sie wie mit einer Stimme, die vorwurfsvoll sein sollte, aber doch halb mitleidig, halb freudig in die Stille hinausklang. Doch Simon, denn er war es, hörte sie kaum. Er hatte sich erschöpft auf die Erde gelagert, ein gealterter, gebrochener Mann.

„Verhöhnt haben sie mich, verstoßen und zu Grunde gerichtet! Als ich auf dem Gipfel meines Ruhmes stand, haben sie mich falsch angeklagt, wegen Vergehen, die ich nie begangen habe, verurteilt und eingekerkert, haben mich als armen gebrochenen Mann zum Lande hinausgewiesen. Versteht ihr das? Und ich armer verblendeter Mann habe ihnen alles, aber auch alles, mein ganzes Ich geopfert.“ Ein heiseres Lachen, das eher einem Weinen glich, entrang sich den Lippen des Unglücklichen, der wohl harte Prüfungen hatte durchmachen müssen, bevor es mit ihm so weit gekommen ist.

Benjamin beugte sich über ihn und eine heiße Thräne fiel herab auf die Stirn seines unglücklichen Bruders. „Habt Dank,“ sprach Simon, „meine letzte Kraft galt der Erreichung dieser Stelle, und wenn es sterbend geschehen sollte, hierher mußte ich heute kommen. Und nun es geschehen ist, bin ich nach langen Jahren wieder einmal glücklich. Betrogen von der ganzen Welt lehre ich reumütig zu Euch zurück, nehmt mich in Güte wieder

auf, denn nicht lange wird es dauern und ich werde im Reich der Schatten eintreten; dann legt mich neben jene in die Erde, von denen ich im Leben so leichtsinnig mich weggewendet.“ Das war ein trauriges Wiedersehen der Drei, die einst sich in dem kleinen Stübchen der Dorfhütte so nahe mit Herz und Seele gestanden hatten.

Da wurde plötzlich die sie umgebende Stille durch das Geräusch eines schnell daherkommenden Wagens gestört. Das Gefährt, oder vielmehr seine Insassen, hatten offenbar große Eile, ihr Ziel zu erreichen. Ein härtiger Mann beugte sich aus dem Innern des Wagens und rief: „Wir sind zur Stelle.“

Und bevor er noch den Wagen verlassen konnte, war schon ein zweiter Wagen sichtbar, der in ebensolcher Eile herangerasselt kam. Der härtige Mann, in dem wir kaum den einstigen Ruben erkennen würden, eilte auf die Seinigen

zu, umarmte sie mit sichtlich Freude und bemerkte gar nicht den Zustand seines jüngeren Bruders Simon. Als aber den beiden nun knapp hinter einander stehenden Wagen eine Dame und vier herzige Kinder entstiegen, die nun auch zur Familie gehörten, da gewahrte erst Ruben, daß sein Bruder totkrank war. Da hieß es unverweilt unter ein gastliches Dach zu kommen und den Kranken zu pflegen.

Nach einer kurzen Viertelstunde war die Lichtung wieder menschenleer. Nur die vielen Fußspuren verrieten, daß hier soeben Menschen geweilt hatten. Am anderen Morgen aber waren auch diese verschwunden und die Lichtung lag wieder ruhig da, wie sie vielleicht schon seit Jahrhunderten still und träumend zwischen den Wäldern hinschlummerte. Doch im Gehirne vieler Menschen läßt sie unverlöschbare Erinnerungen zurück, die das ganze Leben hindurch ihr Bild nicht vergessen werden.

♦ ♦ Serien.

Erzählung von Josef Hart.

(Fortsetzung.)

Von dem Turmfenster herab sieht er den bleichen Gutsherrn stehen und neben ihm, klein und wichtigtuend, den Hütterjungen Steffen, dessen durchdringende Stimme bis zu ihm heraufstönt . . .

„. . . Er wollt' nicht, uns' jung' Herr, aber was de' jung' Herr aus der Stadt is', de' kunn' den Hamm'berg nich' lassen. Uns' jung' Herr hat nich' hinaufwull'n, aber was de' jung' Herr . . .“

Das wiederholte er immer wieder, der kleine Hütterjunge . . . und der Gutsherr stand noch immer neben ihm und schüttelte den Kopf.

Da überließ es Bob heiß und kalt. Was mochte Franzls Vater von ihm denken? War das der Dank für all die viele Güte, die er in diesem Hause genossen?

Bob frante in seinen wenigen Vermögensstücken. Er weiß jetzt, er würde

nie den Mut haben, Franzls Eltern vor die Augen zu treten. Er wirft den Ueberrock über die Schultern, umfängt mit einem letzten Blick das sonnendurchleuchtete Turmstübchen und schleicht leise die Stiege hinab. Aus dem Krankenzimmer hat sich gerade Frau Stern entfernt; durch die angelehnte Thür schlüpft Bob hinein, liegt auf den Knien vor dem stöhnenden Kranken und betrachtet sekundenlang sein müdes, schmerzverzogenes Gesicht und die verbandagierten Glieder unter der leichten Decke. Er faßt nach des Freundes fieberheißer Hand und während ihm die Tränen den Blick verdunkeln, drückt er einen leisen Kuß darauf und schleicht sich weg . . .

Er hat lange in einer dunklen Nische im Hausflur stehen müssen, bevor er es gewagt hat, über den Hof zu gehen. Dann als die Hausleute wieder an ihre

Beschäftigungen gegangen waren und Franzls Eltern im Krankenzimmer saßen, schlich er an der Mauer entlang zum Hause hinaus und nahm über die Feld- und Waldwege die Richtung zum Bahnhof.

Vor dem kleinen Stationsgebäude sinkt Bob auf eine Bank und denkt nach. Wohin jetzt? Zurück in das Haus des Vormunds, um den kalten, spöttischen Mienen zu begegnen, um der kleinen Schwester mit leeren Händen entgegenzutreten zu müssen? Nein nimmermehr. Und Bob vergräbt den Kopf in beide Hände und schließt die Augen.

Da ist es ihm, als hörte er eine Stimme neben sich: „... du weißt, ich sehe dich gern, auch in den Ferien...“

Bob hebt den Kopf. Ja, jetzt weiß er, wohin er gehen kann. Der Wiederhall der Worte seines alten lieben Direktors wecken frischen Mut in ihm und die alte Energie leuchtet aus seinen Augen, als er eine Weile später die Fahrkarte verlangt.

Auf der Veranda seines Wohnhauses saß der Direktor und las seiner Frau aus der Zeitung vor. Dann ließ er das Blatt sinken und sagte: „Ich habe heute eine Postanweisung bekommen, die mir zu denken gibt. Walter Noth übersendet mir 20 K zur Uebergabe an Bob Träger, den Rest werde er ihm nach den Ferien, bis er die zweite Rate seiner Stundengelder erhalte mit vielem Dank von ihm und seiner Mutter zurückerstatten. Was sagst du dazu?“

Frau Direktor lächelte. „Da hat wohl dein Liebling, der Bob, in einer seiner bekannten Aufwallungen irgend eine Wohltat begangen.“

„Nun ja, aber woher hat er denn das Geld dazu genommen...“ sagte ihr Gatte leise vor sich hin und schüttelte den Kopf.

Der Gärtner trat ein und rief die Frau Direktor hinaus. Als sie wieder zurückkam, trat sie hinter den Lehnstuhl des alten Herrn und legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Darauf wird er dir selbst antworten können,“ sagte sie.

„Wer?“

„Bob Träger; er ist soeben angekommen. Irgend etwas muß ihm passiert sein, weil er sehr niedergeschlagen ist. Willst du nicht gleich nach ihm sehen? Er ist oben im Fremdenzimmer.“

Der Direktor hatte sich erhoben, in seinen Augen war ein freundiger Schimmer. Dann ging er, um den Gast zu empfangen.

Als er wieder zurückging, hatte sein Gesicht den alten, ernsten Ausdruck.

„Ja,“ sagte er unten zu seiner Frau, die ihm ungeduldig entgegen sah, „wir dürfen unsere Herzen vorläufig nicht allzu laut sprechen lassen. Der Junge hat einen leichtsinnigen Streich begangen, der vielleicht jetzt schon schlimme Folgen gezeitigt hat. Da ist nur Strenge und Reserve ihm gegenüber angebracht, merk es dir, Helene!“

Die würdige, weißhaarige Dame nickte traurig. Sie hätte den lieben, vaterlosen Buben, wie sie Bob bei sich zu nennen pflegte, so gern verwöhnt, — aber wenn ihr Gatte in diesem Tone sprach, da wußte sie; er hat seine Gründe und sie unterwarf sich seinem Willen.

VI Die neue Heimat.

Bob hatte freundliches Entgegenkommen, unbegrenzte Gastfreundschaft, liebevolle Anteilnahme gefunden im Hause des Direktors und doch fehlte etwas, und doch konnte Bob des großen Anstaltsgartens, der reichhaltigen Bibliothek nicht froh werden. Ueber jedes Buch weg, hinter jeder Hecke, durch jedes Fenster sah er Franzls blonden Kopf aufstauen. Auch fühlte er täglich drückender den forschenden Blick des Direktors auf sich gerichtet. Da konnte er es eines Abends nicht länger ertragen, stand von seinem Sessel auf und trat zu dem alten Herrn: „Ich ängstige mich so“, sagte er mit stoßender Stimme, „ich habe keine ruhige Minute mehr.“

Da trat zum zweitenmal seit er hier war, der freundige Schimmer in die

Augen des Direktors. Er legte beruhigend die Hand auf den dunklen Scheitel des vor ihm Stehenden: „Ich werde mich heute noch brieflich erkundigen, mein Junge.“

Tage vergingen. Bob sah ungeduldig alle Morgen der Post entgegen. Aber es kam nichts. Er wußte freilich nicht, daß Depeschen hin und hergegangen waren und konnte sich deshalb das geheimnisvolle Wesen seines alten Herren Direktors nicht erklären, er fühlte nur, daß die Gefühle, die man ihm im Hause entgegenbrachte, wärmer wurden von Stunde zu Stunde. Seit die Frau Direktor ihm das Geheimnis des Ursprunges der 20 Kronen, die er Walter Noth geliehen hatte, entlockt hat, konnte sie kein Befehl mehr zurückhalten, ihre ganze mütterliche Zärtlichkeit über Bob auszugießen. Nach langem Drängen hatte er ihr anvertraut, wie er damals, als Walters arme Mutter

erkrankte, und Walter sich scheute, jemand um ein Darlehen für sie anzugehen, er, Bob, die vielen unnützen Sachen, die in seinem Koffer waren ohne das Wissen des Freundes verkauft und ihm den Erlös von etwas über fünfzig Kronen für die kranke Mutter übergeben hatte. „Ich hätte ihm das Geld gern geschenkt, aber er wollte es um jeden Preis nur geliehen haben . . .“

Der Herr Direktor hatte sich aber inzwischen auf schriftlichem Wege in die Geschehnisse im Sterngutshofe nach Bobs Flucht einweißen lassen.

Noch am selben Abend hatte man Bobs Verschwinden bemerkt und Franzls Eltern waren trotz der Bitterkeit, die sie gegen ihn hegten, sehr bestürzt und besorgt. Am nächsten Tage besserte sich Franzls Zustand wesentlich.

(Schluß folgt.)



Guck in die Welt

Ein Besuch im Altersversorgungs- und Siedehaus der Wiener israelitischen Kultusgemeinde. In früher Morgenstunde, in den Tagen der Buße, mit denen wir das alte Jahr beschließen, und in den ersten Tagen des neuen Jahres rufen wir andächtig aus: „Verwirf uns nicht zur Zeit des Greisenalters, wenn unsere Kräfte schwinden, verlaß uns nicht Allvater!“ und indem wir diese Worte in unserer alten heiligen Sprache zum Himmel emporsenden, drängt es uns auch, der Armen, Alten und Verlassenen gerade in den Tagen zu gedenken, in denen neben „Teschnuwoh“ „wahrer Buße und Rückkehr zu Gott“ und „Tefillah“, Gebet, „Zedokoh“, Wohltätigkeit, als dritter Grundpfeiler aufrichtiger Reue uns allen von unserer Religion besonders an's Herz gelegt wird. — — —

Es war an einem schönen warmen Sommertage und eine größere Schaar erwachsener Schülerinnen, in Begleitung

ihrer Angehörigen, fand sich, meiner Einladung folgend, um die vierte Nachmittagsstunde im Altersversorgungs- und Siedehaus der Wiener israelitischen Kultusgemeinde, XI., Seegasse 9, ein, um diese Anstalt und das Siedehaus, die zu Ehren des vierzig- und fünfzigjährigen Regierungsjubiläums unseres geliebten Kaisers von der Wiener israelitischen Kultusgemeinde nach den Plänen und unter der Leitung des k. k. Baurates Wilhelm Stiaßny und vom Gemeinderat und Stadtbaumeister Donat Zifferer erbaut wurden, zu besichtigen. Unter der Führung des verdienstvollen und bei den Pflöglingen der Anstalt besonders beliebten Verwalters begann der Rundgang durch das große, drei Stockwerke zählende Gebäude. Von der großen Dampfheizungs-Anlage, die im Winter in allen Gängen und Wohnräumen eine angenehme Temperatur erzeugt, gingen wir aus und gelangten in die große lichte Küche, in der gerade die Jause vorbereitet wurde. Mit besonderem

Interesse besahen unsere heranwachsenden Töchter diesen freundlichen Raum, von dem aus die Greise und Greisinnen mit einer kräftigen, streng rituell bereiteten Kost versorgt werden. Die Anordnung für Milch- und Fleischspeisen, die peinlichste Reinlichkeit, die Präzision, mit der in wenigen Minuten die Speisen in einem besonderen Aufzuge in die einzelnen Stockwerke dirigiert wird — erregte die besondere Aufmerksamkeit der jungen Gesellschaft. Nun ging's in die einzelnen Stockwerke. In den lustigen Gängen saßen alte Männer und Frauen und wurden von den jungen Besucherinnen auf's Ehrfurchtvollste begrüßt. Der erste Weg führte in den geräumigen, schön eingerichteten Vesaal. Der silberne Kidbuschbecher, den einst der Altmeister Sulzer von der Wiener Kultusgemeinde zum 70. Geburtstag erhielt und den er später diesem Gotteshause widmete, gehört außer den prachtvollen Thorarollen zu dem wertvollen Inventar der Anstalt. In diesem heiligen Raume beten die greisen Insassen des Hauses auch für das Wohl aller lebenden und für das Seelenheil aller verstorbenen Wohltäter der Anstalt. Nun wurden die einzelnen Wohnräume besucht. Da saß ein altes Mütterchen und betete „Mincha, dort las ihre Zimmernachbarin in einem Erbauungsbuche, eine Dritte beschäftigte sich mit einer kleinen Handarbeit, während eine Vierte recht säuberlich ihre Kerzen für den kommenden Sabbat vorbereitete. Während mancher Greis sein Pfeifchen, am Corridor sitzend, schmauchte, las ein Anderer am Fenster ein althebräisches Maasoth (Erzählungs-) Buch oder suchte Belehrung in einem Ritual-Werke. Auch der Siechen-Abteilung statteten wir einen Besuch ab. Ergriffen standen die schlanken, jugendfrischen Mädchen am Bette der armen Siechen, während diesen die Augen vor Freude glänzten ob des Besuches junger teilnahmvoller Seelen, die mit frommen Wünschen im Herzen und auf den Lippen, sich nach längerem Aufenthalt höflich verabschiedeten.

Doch sollten wir das Haus wahrer

Barmherzigkeit nicht verlassen ohne auch den Toten in dem austosenden, ältesten, derzeit bestehenden jüdischen Friedhofe Wiens noch einen Besuch abzustatten, dem alten „guten Ort“, dessen ältestes Grab vom Jahre 1540, dessen jüngstes vom Jahre 1783 datiert und der gegen tausend Grabdenkmäler birgt: Die Gräber Samuel Oppenheimer's, Samson Wertheimers und vieler anderer berühmter Männer und Frauen wurden besucht und die Inschriften der sehr interessanten Grabdenkmäler gelesen und erklärt. Nach Jahrhunderten stehen die Monolithe fest auf ihrem Standorte. Ob unsere modernen, mehrteiligen Grabsteine so lange standhalten werden, bezweifeln wir. Das sagenhafte „Fischdenkmal“ wurde auch besichtigt und waren unsere jungen Besucherinnen nicht müde zu fragen und zu hören.

Die Abendsonne beleuchtete die Spitzen der dichtbelaubten Bäume, in deren Zweigen die gefiederten Sänger zu Ehren der hier im ewigen Schlaf ruhenden und zur Erheiterung der nebenan wohnenden pflegebedürftigen Greise und Greisinnen ihr schönes Abendlied sangen. Als wir diese ehrwürdige Totenstätte verließen, schüttelte uns ein greiser „Arbeiter im Totengarten“, ein Pflögel des Versorgungshauses, zum Abschied kräftig die Hand und mit Dankesworten für den freundlichen Empfang in den Räumen der musterhaft geleiteten Anstalt der großen Wiener jüdischen Gemeinde, verließen die jungen Besucherinnen die Stätte, an der „Gemilus chesed“, wahre und tätige Menschenliebe, geübt wird.

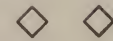
O. S. R. Moriz Antscherl, Wien.

In Riew sitzen ein halbes Duzend Bauern und halten über zwölf Millionen Juden Gericht. Man hat im „heiligen“ Rußland den Juden Beifall auf die Anklagebank gesetzt, um in ihm ganz Israel anzuklagen und ihn selbstverständlich auch zu verurteilen, eines Verbrechens wegen, das weder er noch je ein Jude begangen hat. Allein er wird nicht der erste

und auch nicht der letzte Jude sein, welcher dieser niederträchtigen Lüge halber unschuldig angeklagt und verurteilt wird. Wir würden das menschliche Gefühl unserer jungen Lesewelt beleidigen und sogar vergiften, wenn wir sie in den Abgrund von Roheit und Niedertracht, der diesen Prozeß kennzeichnet, einweihen würden. Allein das Eine ist schon heute sicher, der Jude Weilisz wird ebenso schuldlos wie die ganze Judenheit aus diesem Prozesse hervorgehen, wie es auch nicht anders sein kann, selbst für den Fall, daß er verurteilt werden sollte. Die Angeklagten und die Verurteilten in diesem schändlichen Prozesse werden aber das Volk der Russen und seine Richter sein und alle jene, welche die Veranstalter dieses Schauspiels waren,

das selbst die mittelalterlichen Prozesse in den Schatten stellt. Auch hier wird derjenige Richter sein, dem das Weltgericht zu eigen ist. Und die Geschichte wird ein Urtheil fällen, daß Enkel und Urenkel der heutigen barbarischen Machthaber im „heiligen“ Rußland vor Scham werden untergehen müssen.

Eine Republik — als Schießplatz zu klein. Seit 1893 besaß die Republik San Marino ein einziges Geschütz. Seit einigen Tagen hat der Staat drei neue Geschütze erworben. Es ist aber unmöglich im Lande selbst Schießproben anzustellen, denn die Geschößtrageweite von vierzehn Kilometer übersteigt um das Doppelte die größte Linie von einem Ende der Republik zum anderen.



Schule.

Kommt mein Bub mir wieder nach Haus,
Nimm daß er fortgegangen.
Schaut so ganz eigentümlich aus,
Nenn' ihn doch, meinen Rangen.

Frage gleich: „Was ist denn wieder
gescheh'n?

Hast dich herumgeschlagen?
Laß mich einmal deinen Muzug seh'n!
Willst du mir etwas sagen?“

Schüttelt er seinen Kopf und spricht:
„Vater, das sollst du nicht denken.
Nauß' ich doch nur, wenn ich muß,
sonst nicht!
Muß mich hent' aber kränken.

Wäre grad hent' in der Schule so gern!
Heute ist Zeichnen und Singen,
Und mit dem Buben vom „Wirten
zum Stern“
Sollt' ich hent' ernstlich ringen.

Habe vergessen, daß Wittgang ist.
In der Kirche sind alle.
Daß mit dem Aufschub auf heute war List,
Und ich ging in die Falle.

Schade, daß hent' keine Schule ist,
Wär' doch so schön! Wie schade!
Außerdem fürcht' ich, daß Mutter
vergift
Heute aus Frühstück grade.

Denn in dem Merger hab' ich verzehrt,
Was sie mir mitgegeben,
Und mein Hunger ist sehr vermehrt
Wegen des Mergers eben!“

Glücklicher Junge! Und glückliche Zeit
Trotz dieser schrecklichen Sorgen!
Vater und Mutter verstehen dein Leid,
Wohlig fühlst du dich geborgen!

Aber, mein Junge, einst kommt ein Tag,
Wo du allein mit dem Leide.
Vater und Mutter nicht helfen mag,
Längst schon ruhen sie beide.

Dann, mein Junge, dann denk' daran,
Warst einst ein prächtiger Ränge!
Halte dich tapfer als rechter Mann!
Uns war um dich nicht bange!

Hieg. Werner.



ihr habet erwählt	בְּחַרְתֶּם	Ring	טבעת
ihr seit herabgezogen	יִרְדֹּתֶם	Richter	שופט
Wald	יַעַר	Lehrer	מורה

את מי בחרתם לשופט? ירדתם מן ההר. למה לקחתם
את טבעת הזהב? מתי עזבתם את העיר? לקחתי את
ספרי, והלכתי אל בית מורי. איזה היותם? היינו ביער,
והרגנו שם תיה רעה. מי יצר אותנו?

Die **Uebersetzung** der hebräischen Aufgabe aus Nr. 20 lautet:

Du wirst herrschen in diesem Lande. Gedenke der Worte unseres Vaters. Öffne nicht deinen Mund zum Bösen. Wann wirst du dieses Kleid anziehen? Du wirst zürnen über meinen Sohn. Wen wirst du schicken? Darum wirst du morgen ruhen. Ich vergieße kein Blut. Ich nehme das vierte Buch. Und er wird das fünfte Buch wählen.

Rätselaufösungen:

Bilderrätsel: Viel Glück zum neuen Jahre.

1. Rätsel: Bild. Schild. Wilsb.

Silberrätsel:

Japhet.

Elbe.

Uria.

Wismut.

Neapel.

Obdach.

Gellert.

Hosea.

Georg.

Nathan.

„Jung gewohnt, alt gethan.“

3. Rätsel: Das Kind B ist 6, das Kind A ist 3, das Kind C 9, die Mutter 36, der Vater 48, der Großvater 72 Jahre alt.

Rätsel.

Bilderrätsel:



H. Feder.

Füllrätsel.

J	h				
h					
			a		
	s				
			e		
		r			
		e			

1. Ein ägyptischer König.
2. Berühmter jüdischer Lehrer.
3. Griechisches Heldengedicht.
4. Ein Vogel.
5. Ein Stammvater.
6. Ein Hohepriester.
7. Ein Nachkomme Sems.
8. Ein Erdteil.
9. Männlicher Name.

Die Anfangsbuchstaben, abwärts gelesen, ergeben den Namen eines Nachbarvolkes der Juden.

Robert Jedlinsky.

Rätsel.

Ich bin als Zwielaht dir bekannt
Als Auswurf werd' ich oft genannt,
Auch nennt es dir 'ne kleine Stadt,
Die Israel erobert hat,

Dann bin ich ein possierlich Tier.
Nun denke nach und sage mir,
Wenn dir dies alles noch nicht klar,
Was vorher jede Henne war.

Albert Engelbrecht, Wien.

1. Bilde aus dem Worte „Regen“ durch Versetzung der Buchstaben einen Menschen.
2. Aus dem Worte „Sang“ ein Tier.

3. Aus dem Worte „Rebe“ ein Wild.
4. Aus dem Worte „Gefang“ einen in Indien geheiligten Fluß.

Regina Schwarz, Cilli, Steiermark.